



PROJECT MUSE®

Einspruch gegen die Selbstregulierung: Geld- und
Kunstsysteme um 1871

Fritz Breithaupt

MLN, Volume 123, Number 3, April 2008 (German Issue), pp. 570-590 (Article)

Published by Johns Hopkins University Press

DOI: <https://doi.org/10.1353/mln.0.0031>



➔ *For additional information about this article*

<https://muse.jhu.edu/article/236406>

Einspruch gegen die Selbstregulierung: Geld- und Kunstsysteme um 1871



Fritz Breithaupt¹

I. Selbstregulierung als Ideologie

Die Idee der Selbstregulierung von Verhaltensabläufen gehört zu den mächtigsten Versprechen der menschlichen Zivilisation. Selbstregulierung von Verhalten verspricht, je nach Perspektive, Freiheit, Evolution, Optimierung, Entlastung, Berechenbarkeit, Rationalität oder Kreativität. Regionale Selbstregulierung etwa verspricht bürger-nahe Gerechtigkeit. Von Schulsystemen, die sich selbst organisieren und regulieren, könnte man hoffen, dass sie die pädagogisch angemessensten Formen entwickeln, statt etwa politische Propaganda in die Kinder zu trichtern. Und die Kunst, die nur nach Gesetzen der Kunst verfährt, und sich nicht etwa in den Dienst der Kirche, Sittlichkeit oder partikularer Interessen stellt, müsste die künstlerischste sein.—Vielleicht ist das aber nicht so einfach.

In diesem Aufsatz soll die Frage gestellt werden, wann und mit welchen Gründen Einspruch gegen Formen der Selbstregulierung erhoben werden sollte oder könnte. Gibt es womöglich eine allgemeine Form der Selbstregulierung, die diese problematisch macht, selbst für den Fall, dass sie „funktioniert“?

¹Mein bester Dank geht an Michael Auer und Johannes Türk, die diesem Text beide je einen gesunden Stoß gegeben haben, als er drohte, zu einem autonomen System zu generieren, an Marcus Twellmann und Thomas Weitin für die Einladung zur Teilnahme an diesem Projekt, sowie an Doreen Densky für die zähe editorische Arbeit.

Es zeigt sich sogleich, dass ein solches Unternehmen der Kritik an einem selbstregulierten System ein schwieriges Unternehmen ist, denn das Wesen der Selbstorganisation und Selbstregulierung besteht ja darin, äußere Kräfte und eben auch Kritik abzuwehren.² Mithin ist es eine der Folgefragen dieses Projekts zu erkunden, wie die Systeme Kritik und Einspruch antizipieren und vorab zu entkräftigen suchen.—Im Vergleich zu der Größe der Frage ist die Kürze eines Aufsatzes zudem lächerlich unangemessen. Die Frage soll uns aber als Leitstern dienen, zumindest eine abenteuerliche Reise durch einige hochkomplexe Sozialsysteme zu unternehmen.

Für das Theorem der Selbstregulierung ist das neunzehnte Jahrhundert entscheidend, und daher werden im zweiten und dritten Abschnitt dieses Aufsatzes zwei prominente Theoriebildungen der Epoche diskutiert. In diesem Jahrhundert beginnt Selbstregulierung bereits an und für sich als Zweck zu fungieren. Es ist das Jahrhundert, in dem der Ruf nach Selbstregulierung seine politische Spitze gegenüber dem Feudalismus verliert, so dass Selbstregulierung jenseits der Revolutionspolitik für eine Vielzahl von Praktiken und Disziplinen wie der Darwinschen Evolutionsbiologie entdeckt wird. Entsprechend bekommen die Schlachtrufe des Jahrhunderts, wie etwa das *L'art pour l'art*, eine ungeheure Persuasivkraft.

Die Frage des Einspruchs gegen selbstregulierte Systeme ist eine Frage der Grenzziehung. Um uns einer Grenzziehung anzunähern, müssen wir zunächst bestimmen, was wir unter Selbstregulierung verstehen. In der allgemeinsten Form soll hier Folgendes angenommen werden: Damit ein System sich selbst regulieren und abschließen kann, muss es eine interne Codierung/Bewertung von Akten geben. Es muss möglich sein, zwischen positiven und negativen (wünschenswerten und nicht-wünschenswerten) Akten zu unterscheiden, ohne auf eine systemfremde Instanz zu verweisen. Solange etwa moralisch höher stehende Handlungen letztlich auf Gott als Letztbegründung ihrer Höherwertigkeit rekurrieren, solange kann die Moral nicht zu einer selbstregulierten Ethik avancieren, sondern bleibt Religion.

²Es wird hier und im Folgenden der Begriff des Systems gegenüber dem der Institution bevorzugt. Nicht jede Institution ist selbstreguliert (man denke etwa an die Polizei, die Weisungen „von oben“ erhält), aber umgekehrt könnte jede selbstregulierte Praxis wohl als Institution beschrieben werden, sofern man auch virtuelle oder mentale Institutionen gelten lässt. Zur Einführung in die Diskussion von Institutionen und ihre Form der Abwehr von Fremdeinflüssen seien die Arbeiten der Rehberg-Schule besonders empfohlen, siehe: Joachim Fischer, Hans Joas (Hg.), *Kunst, Macht und Institution. Studien zur philosophischen Anthropologie, soziologischen Theorie und Kulturosoziologie der Moderne; Festschrift für Karl-Siegbert Rehberg*, Frankfurt/Main, New York 2003.

In der ökonomischen Theorie gelingt diese interne Codierung in dem Moment, in dem das Ziel eines Tausches in der Ermöglichung der größten Anzahl künftiger Tauschoptionen bestimmt wird. Tausch verweist dann nur noch auf Tausch (—dieser Fall wird uns später ausführlicher beschäftigen). Soziale Selbstorganisation hat entsprechend weitere Verflechtungen und Zunahme sozialer Kommunikation zum Ziel. Derartig kann das System Sozialstaat beziehungsweise das System einer sozialen Gruppe zu determinieren versuchen, ob bestimmte Aktionen im Effekt eine Zunahme an sozialer Integration und wechselseitiger Abhängigkeit provoziert oder aber eine Abnahme. In der Pädagogik, um das obige Beispiel aufzunehmen, setzt sich Selbstorganisation als Form etwa dann durch, wenn die Quote der Schüler, die es auf das Niveau der Lehrer bringt, als Zielmaßstab gesetzt wird: Es wird nicht mehr ein bestimmter Lerninhalt oder ein Lernziel (etwa das des mündigen Bürgers) vorgegeben, sondern auf schulinterne Exzellenz gesetzt. Bewertet wird rekursiv gemäß der Institution der Schule selbst.

Hier kann man fragen, warum diese interne Codierung und Steuerung selbstregulierter Systeme verfehlt sein könnte. Kann man den Codierungen etwa unter gewissen Umständen Ideologie vorwerfen? Doch es zeigt sich schnell, dass der Vorwurf der Ideologie seinerseits nur „ideologisch“ erhoben werden kann, nämlich als von außen gegen das System gerichtet. Die bisherigen Definitionen allein reichen noch nicht zu einer Beantwortung unserer Frage aus.

Bislang haben wir Selbstorganisation und Selbstregulierung durch die interne Codierung eines Aktes gekennzeichnet (Tauschen rekuriert nur noch auf Tauschen; soziale Kommunikation nur noch auf soziale Kommunikation). Wir können hier in Nähe zu Niklas Luhmann präzisieren, dass echte Selbstregulierung nur dann vorliegt, wenn die Feststellung der günstigen oder ungünstigen Akte von einer eingreifenden Beobachterinstanz ausgeht.³ In Kreisläufen von Ursache und Wirkung manifestiert sich daher auch keine Selbstregulierung, denn es fehlt die regulierende Funktion der Beobachtung. Für eine dynamische Balance eines Öko-Systems mit dem Verhältnis von Raub- und Beutetierpopulationen etwa ist es egal, ob (menschliche oder tierische) Beobachter diese Balance durchschauen oder nicht. Statt von Selbstregulierung soll daher in solchen Fällen von Ausbalancieren

³Dieser Gedanke findet sich zentral in diversen Texten Luhmanns, besonders elegant etwa in Niklas Luhmann, „Stenographie und Euryalistik“, in *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Stationen offener Epistemologie*, hg. von Hans Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer, Frankfurt/Main 1991, 58–82.

gesprochen werden. Selbstregulierung erfolgt mithin nur in sozialen Vorgängen.

Der Beobachter ist also entscheidend für die Selbstregulierung. Er bewertet die beobachteten Vorgänge und greift aufgrund der Beobachtung ein, um bestimmte Akte zu fördern und andere zu minimieren. Er steht damit an der Grenze des Systems, um es als regulierende Instanz zu schließen. Durch seinen Eingriff falten sich die Wirkungen der Akte nach innen ins System zurück. Nach innen operiert der Beobachter entsprechend als ein Verwalter, nach außen dagegen als ein Wächter, Advokat, Fürsprecher oder Erzähler.

Wenn wir diese doppelte Identität des Beobachters mitdenken, können wir zu einer weiteren Unterscheidung kommen. Es lassen sich die Motivationen unterscheiden, aufgrund derer ein Beobachter (sei es ein Mensch oder eine andere Instanz) Selbstregulierung eines Systems und somit effektiv Institutionalisierung bewirkt: funktionale, verwaltungstechnische und ästhetische.

Funktionale Motivationen zur Selbstregulierung optimieren die möglichen Verhaltensformen in einem System derartig, dass die für gültig befundenen Akte vervielfacht und vertieft werden. Wie später am Beispiel der Volkswirtschaft genauer dargelegt wird, hat der Betriebswirt etwa einen konkret ökonomischen Vorteil, wenn er die auf Selbstregulierung beruhende Grenzwertberechnung einer Kaufaktion zu kalkulieren versteht; entsprechend ist anzunehmen, dass seine Logik sich langfristig durchsetzen wird. Ein gesellschaftliches Strafsystem etwa, welches das Verhältnis von Strafe und Reintegration mittels Selbstregulierung auszutarieren wüsste, könnte die Stärke der Gesellschaft als Ganzes insofern optimieren, dass das geringste Ausmaß an Gesellschaftskräften durch Verbrechen und Strafe verloren ginge.

Verwaltungstechnische Motivation zur Selbstregulierung liegt dann vor, wenn der Wunsch nach Macht und Beherrschbarkeit die Institutionalisierung einer Praxis erzwingt. Selbstregulierung ermächtigt die Verwalter (das heißt die eingreifenden Beobachter) einer Verhaltensform, und entsprechend liegt es im Selbstinteresse der Verwalter, externe tatsächlich existierende Einflüsse auf ein System zu leugnen, um die Selbstregulierung durchsetzen zu können.⁴ Insofern

⁴Es ist im Zusammenhang der historischen Verortung von Selbstregulierung relevant, dass sich die Anerkennung des „Self-interest“ oder Eigennutzes als Triebkraft von menschlichem Handeln im deutschen Kontext erst relativ spät, also etwa in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, durchgesetzt hat. Selbst im angelsächsischen Raum wird „Self-interest“ erst im neunzehnten Jahrhundert als Grundmotivation von

tendieren verwaltungstechnische Motivationen zur bloßen Simulation von Autonomie und Selbstregulierung. Der Schamane erfindet für die Krankheiten, die er nicht versteht, Erklärungen, die er erzählen kann, und wahrt dadurch seine („krankheits-verwaltende“) Autorität. Fremdeinflüsse lassen sich eben nicht regulieren. Sie können abgewehrt, invisibilisiert oder integriert werden. In der verwaltungstechnischen Motivation setzt sich das selbstregulierte System als Selbstzweck durch, auch wenn dies sachlich nicht legitimiert scheint.⁵

Schließlich gibt es ästhetische Motivationen, die die Annahme von Selbstregulierung begünstigen. Das selbstregulierte Verhalten erzeugt in sich geschlossene Systeme oder autonome Gebilde, deren Ganzheit ästhetisch befriedigt. Der wohlgeordnete (etwa: selbstregulierte) Staat ebenso wie das (sich selbst ordnende) Gemälde mit dem goldenen Schnitt vermittelt einem Betrachter Harmonie.⁶ Allzu komplexe Vorgänge dagegen eignen sich nicht zur Kontemplation. Wenn sich in der Ikone nicht mehr ein Gott offenbart, dann soll es zumindest nichts als die autonome Kunst sein.

Handeln entdeckt. In Hinblick auf das viktorianische Großbritannien argumentiert Regina Gagnier, dass das Neue der Epoche nach 1848 darin bestehe, dass Selbstinteresse aufhöre ein Spezialdiskurs einer Art von Menschen zu sein und stattdessen zum Bild des Menschen schlechthin aufrücke. So unterscheidet sie Adam Smith und Ricardo von den Ökonomen und Schriftstellern der viktorianischen Epoche. Smith sehe das Selbstinteresse nur als Eigenschaft eines Typs von Kaufleuten und kaufmännisch veranlagter Nationen, nicht aber als Grundzug aller Menschen; anders die späteren Ökonomen und Schriftsteller ab etwa 1870, die, der These von Gagnier gemäß, den Menschen grundsätzlich für einen Konsumenten halten; Regina Gagnier, *The Insatiability of Human Wants. Economics and Aesthetics in Market Society*, Chicago, London 2000, 19–60. Einen historischen Überblick liefert *Self-Interest. An Anthology of Philosophical Perspectives*, hg. von Kelly Rogers, New York, London 1997.

⁵Für das Rechtssystem muss es eine Verunsicherung darstellen, dass es zur Feststellung der Schuldfähigkeit von Tätern in den letzten zwei Jahrhunderten immer mehr Spezialwissen der Psychiatrie akzeptieren musste, vgl., Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt/Main 1976. Unter Währungspolitikern und Volkswirten ist die Philosophie des Laissez-faire weit verbreitet; politische Interventionen werden meist abgelehnt mit dem Hinweis darauf, dass die Ökonomie sich am besten selbst reguliere. Die Widerstände gegen tatsächlich bestehende Fremdeinflüsse oder Interferenzen (wie Luhmann es nennt) sind dabei, so könnte vermutet werden, nicht streng sachlicher Natur, sondern entspringen auch verwaltungstechnischem Kalkül: Die Richter und Volkswirte befürchten in ihrer Kompetenz als Verwalter eingeschränkt zu werden, wenn sie die Interferenzen akzeptieren.

⁶Georg Simmel hat als einer der ersten die Tendenz der Ästhetisierung der Politik kritisiert, wenn er die Verirrungen eines Staatsmanns kritisiert, der eine politische Institution gemäß der ästhetischen Logik der Übersichtlichkeit und Symmetrie ausrichtet, statt gemäß einer eigentlich politischen Zwecklogik, siehe Georg Simmel, „Soziologische Ästhetik“, in *Das individuelle Gesetz. Philosophische Exkurse*, hg. von Michael Landmann, Frankfurt/Main 1968.

Diese Unterscheidungen, so scheint es, liefern eine Antwort auf unsere Ausgangsfrage. Es läge jetzt nahe zu vermuten, dass nur die funktionale Motivation zur Selbstregulierung dem Ideologieverdacht entgehen könnte, während sich die verwaltungstechnischen dem (ideologischen) Machtstreben und die ästhetischen einem (ideologieverdächtigen) Vergnügen verdanken. Doch der Schein trügt: Die drei Motivationen zur Selbstregulierung sind nicht gegensätzlich, sondern bedingen einander. Ohne die Instanz des Verwalters (des eingreifenden Beobachters) kann das System sich nicht abschließen. Der Verwalter handelt dabei (vielleicht notwendigerweise) aus Eigennutz und sucht seine Position durch seine Verwaltungstätigkeit zu stärken. Entsprechend festigt die verwaltungstechnische Motivation das System, ist Motor der Optimierung des Systems und ist in der funktionalen Motivation mitenthalten. Damit die Optimierung gelingt, richtet der Beobachter die Praktiken anschaulich und verständlich aus, also ästhetisch im wörtlichen Sinne. Er tut dies nicht, weil es in der Natur der Sache, sondern der Natur der Beobachtung liegt.

Dem selbstregulierten System ist kaum beizukommen. Ebenso wie es sich Fremdeinflüssen entzieht, wehrt es auch unsere Kritik ab. Doch vielleicht liegt eben hier die Crux. Ist vielleicht eben dies das problematische Moment der selbstregulierten Systeme, dass sie tatsächlich vorliegende Fremdeinflüsse oder auch kritische Vorwürfe unsichtbar machen, um ihre Autonomie zu bewahren?

Diese Bestimmung gibt uns ein Mittel zur Hand, das weitere Präzisierungen erlaubt. Wir können nämlich untersuchen, wie ausgeschlossen wird, dass Fremdeinflüsse das selbstregulierte System aufweichen oder zerstören. Drei Arten der Abkapselung des Systems sind zu unterscheiden: das Blockieren, Ignorieren oder Umcodieren tatsächlicher Fremdeinflüsse.

Die direkte Abwehr der Fremdeinflüsse mag vielleicht die effektivste Abwehr von Fremdeinflüssen sein, doch zugleich ist es sicherlich die aufwendigste. Viele Systeme bilden eine eigene Instanz aus, deren Funktion einzig im Schutz besteht, also Panzer, Auffangstation, Grenzposten, Reizschutz oder Zensurbehörde. Zu fragen ist hier, wie das Verhältnis der Schutzfunktion zur inneren Codierung steht und wie die Schutzfunktion auf diese Codierung rückwirkt. Gibt es einen Punkt, an dem die Reibungsverluste durch die Schutzfunktion des selbstregulierten Systems zu groß werden?

Auch das schlichte Ignorieren oder Tabuisieren kann in vielen Fällen bereits eine ausreichende Technik der Wahrung des Systems sein. Doch wenn die Fremdeinflüsse oder Interferenzen ignoriert

werden, können sie nur noch als Katastrophen, radikale Zufälle, Unfälle registriert werden, in eben den Fällen, in denen sie nicht weiter invisibel gehalten werden können. Änderung kommt als Lawine. Die Vorstellung oder Wahrnehmung der Geschichte als einer Reihe von Katastrophen entstammt sicherlich einer solchen Unterdrückung der Fremdeinflüsse, Evolutionen und Veränderbarkeit des Status quo.⁷

Eine aktivere Strategie der Invisibilisierung stellt die Umcodierung dar: die tatsächlich bestehenden Fremdeinflüsse werden umcodiert und dadurch als systemeigene Größen lesbar (selbst wenn sie eben nicht aus dem System hervorgehen). Das Rechtssystem etwa musste auf die Fortschritte der Psychologie reagieren, indem es die verschiedenen Formen psychischer Zustandsgebundenheit juristisch codiert und dadurch ins Strafrecht integriert hat. Abergläubische Menschen werten diverse Ereignisse um als auf sie bezogene Fingerzeige (und es gibt Hinweise dafür, dass der Aberglaube auch im einundzwanzigsten Jahrhundert nicht im Rückzug ist). Die von Niklas Luhmann als „Kommunikationsvermeidungskommunikation“ charakterisierten Rituale belegen das Unsagbare (und also das Systemfremde, das Tabu, das Unerklärliche) mit einer Ersatzkommunikation, also dem Ritus, um es in die eigene Gesellschaft integrieren zu können.⁸

Hier nun zeigt sich, wo das Versprechen der Selbstregulierung umschlägt in ein Instrument von Machtpolitik und Blindheit. Jede dieser Formen der Invisibilisierung und der Blockade der Interferenzen ist zumindest eine ungenutzte Chance, kostet Energie und droht, zur Hauptaktivität des Systems zu werden. Augenscheinlich wird dies in den Apparaturen politischer Macht und in den Invisibilisierungstechniken der Zensur und Inquisition. Doch auch in den subtileren Systemen, wie dem Ich als autonomer Instanz, droht die Abwehr der Fremdeinflüsse stets zum Hauptgeschäft zu werden (es ist ja durchaus auch fraglich, ob es das Ich jenseits des Begriffs geben kann⁹). Jede Invisibilisierung und Blockade verdankt sich einem spezifischen Interesse, nämlich dem Eigeninteresse des Systems, und ist insofern naiv oder ideologisch motiviert. Zudem wird die Selbstregulierung und Autonomisierung in dem Grade ineffizient, als sie Energie und

⁷Dass das Ignorieren von Veränderungen durchaus ein sehr gegenwärtiges Phänomen ist, welches zu einer regelrechten Ökonomie der Katastrophen führt, führt jüngst Naomi Klein vor, siehe „Disaster Capitalism: The New Economy of Catastrophe“, *Harper's Magazine*, Oktober 2007, 47–58.

⁸Niklas Luhmann, *Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/Main. 1997, 235.

⁹Vgl. Ernst Tugendhat: „Abstieg vom Ich zum 'ich'“, in *Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung*, Frankfurt/Main 1979, 68–90.

Aufmerksamkeit auf die Abwehr des Äußeren verwenden muss. Hier nun, so könnten wir meinen, haben wir unseren archimedischen Punkt der Kritik gefunden: Diejenigen selbstregulierten Systeme sind negativ zu sanktionieren (oder der Evolution zu überlassen, wie Luhmann vermutlich sagen würde¹⁰), deren Hauptfunktion im Selbstschutz besteht. Doch das Imperium schlägt zurück.

Vor dem Hintergrund des Einwandes gegen die Invisibilisierung tatsächlicher Fremdeinflüsse können wir nun eine Kernstruktur der selbstregulierten Systeme des neunzehnten Jahrhunderts erkennen. Diese Systeme entziehen sich dem Vorwurf der Ideologie beziehungsweise dem harten Handwerk der Abwehr von Fremdeinflüssen durch eine zuvor unbekannte Strategie: der Theoretisierung, Verwissenschaftlichung und Fiktionalisierung. Unsichtbar werden nicht mehr die tatsächlichen Fremdeinflüsse, sondern das System selbst. Damit müssen die Fremdeinflüsse nicht mehr aktiv umcodiert oder blockiert werden, sondern werden schlicht anerkannt. Dies soll im folgenden Abschnitt anhand eines prominenten Beispiels dargestellt werden.

II. Die Selbstregulierung der Ökonomie jenseits des Ideologieverdachts (Carl Menger)

Von Adam Smith stammt bekanntlich die schöne Metapher von der Selbststeuerung des Ökonomischen: die unsichtbare Hand, die Balancen zwischen den wirtschaftlichen Kräften herstellt. Hundert Jahre nach Smith entstehen nationalökonomische Theorien, die Wirtschaftsfaktoren erfolgreicher als Smith in ein selbstverwaltetes System überführen können, indem sie alles wirtschaftliche Handeln auf die Verwaltung von Knappheit beziehen.¹¹ Um 1871 erscheinen unabhängig voneinander Stanley Jevons *Theory of Political Economy*, Léon Walras *Economie Politique Pure* und vor allem Carl Mengers *Die Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*, die durch die neue Konzeptionalisierung des „Grenznutzens“ beziehungsweise des „Marginalismus“ den größten Paradigmenwechsel in der ökonomischen Theorie der

¹⁰Vgl. Luhmanns Auseinandersetzung mit der Evolutionstheorie, *Gesellschaft der Gesellschaft*, 413–594.

¹¹Es sei hier nur kurz angedeutet, dass Niklas Luhmanns Konzeption der Wirtschaft als einem funktional differenzierten System eben mit diesem Theorem der Knappheit einsetzt. Das Theorem der Knappheit fehlt den Klassikern der Ökonomie wie etwa Adam Smith noch fast vollständig und markiert die neue Ökonomie seit den Marginalisten. Zwar erwähnt Luhmann Menger nicht namentlich (wohl aber seine Schüler), doch seine Darstellung kann in großen Zügen als eine Elaboration von Mengers Thesen verstanden werden.

letzten Jahrhunderte herbeiführen.¹² Im deutschsprachigen Raum kann sich Mengers Denken in den kommenden Dekaden dank seiner selbsternannten Schüler Eugen von Böhm-Bawerk und Ferdinand von Wieser trotz der herrschenden historischen Schule verankern. Menger entwickelt eine binnenökonomische Logik, die es ihm erlaubt, rein ökonomische Operationen zu bestimmen. Mengers Theorie basiert auf dem Austarieren von knappen wirtschaftlichen Gütern und dem subjektiven Bedürfnis (entsprechend gilt Menger als Entdecker der Knappheit als kleinstem Nenner der Ökonomie). Für Menger ist nur derjenige Akt ökonomisch beschreibbar, der subjektive Bedürfnisse mittels knapper Güter befriedigt. Dieser Akt ist der Tauschakt. Entsprechend verbannt Menger alles aus der Wirtschaftstheorie, was nicht aus dem Tauschen hervorgeht, wie etwa politische Systeme, Sitten oder Nationalcharakter.¹³

In verblüffender Einfachheit leitet Menger alle Erscheinungen des Wirtschaftslebens von dem Tauschakt ab. Um etwa den Ursprung des Geldes zu erklären, beruft sich Menger nicht auf irgendeine Übereinkunft oder einen politischen Akt, sondern greift auf eine kleine Narration zurück. Menger erzählt, wie auf einem Markt der Antike ein Rüstungsschmied seine Rüstungen gegen Kupfer, Brennmaterial und Nahrung umsetzen will:

Er begibt sich auf den Markt, bietet seine Waare gegen die obigen Güter aus und ist sicherlich sehr befriedigt, wenn er daselbst mit Personen zusammen-trifft, die Rüstungen einzutauschen beabsichtigen und zugleich sämtliche ihm nothwendige Rohmaterialien feilbieten. Es müsste indess offenbar als ein besonders glücklicher Zufall betrachtet werden, falls er unter der jeweilig geringen Zahl von Personen, welche ein so wenig absatzfähiges Gut, wie dies seine Rüstungen sind, einzutauschen beabsichtigen, gerade solche fände, welche jene Güter insgesamt ausbieten, deren er benöthigt. Er

¹²Fast völlig unbeachtet geblieben war zuvor Hermann Heinrich Gossens Studie von 1854, *Die Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs und der daraus fließenden Regeln für menschliches Handeln*.

¹³Mengers Theorievorstoß war gegen die herrschende historische Schule der Volkswirtschaft von Gustav Schmoller gerichtet. Für Schmoller ist es nicht einmal denkbar, eine konkrete Definition eines wirtschaftlichen Aktes zu liefern, denn für ihn ist „die Volkswirtschaft [...] ein Teilerhalt des gesellschaftlichen Lebens“ und insofern mit jedem Aspekt der Kultur verflochten (Gustav Schmoller, *Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre* (1900), 3. Aufl., Leipzig 1908, 5.). Sowohl Menger als auch Schmoller erheben bereits im Titel ihres jeweiligen Hauptwerks den Anspruch auf die „Volkswirtschaftslehre“ als Ganzes. Und so kann es nicht verwundern, dass zwischen Menger und Schmoller auch der berühmte Streit der Volkswirtschaftler entbrannte, der mehrere Generationen deutscher Ökonomen trennte, so dass Günter Schmolders noch 1962 sagen konnte, dass dieser Streit eigentlich unentschieden sei und somit noch andauere (so Günter Schmolders, *Geschichte der Volkswirtschaftslehre*, 2. Aufl., Hamburg 1964, 75–78).

würde demnach auf den Austausch verzichten, zum mindesten aber denselben nur mit bedeutendem Zeitverluste bewerkstelligen können, falls er so unökonomisch handeln würde, eben nur die ihm nöthigen Gebrauchsgüter im Austausch gegen seine Waaren annehmen zu wollen und nicht auch andere Güter, die zwar für ihn gleichfalls den Warencharakter haben, aber von grösserer Absatzfähigkeit sind als die seinen, Waaren deren Besitz ihm demnach das Auffinden von Personen, welche eben jene Güter besitzen, deren er bedarf, bedeutend erleichtert.¹⁴

Der Schmied handelt ökonomisch, wenn er sich in seinem Tausch auf eine Zwischenware einlässt, die von „höherer Absatzfähigkeit“ als seine erste Ware ist. Der ebenso verblüffende wie nun persuasiv einfach scheinende Denkschritt lautet, dass derjenige Tausch bevorzugt wird, der die meisten künftigen Tauschmöglichkeiten eröffnet. Die Narration etabliert hier den Referenzrahmen einer innerökonomischen Logik. Entsprechend ist das Rind, als die absatzfähigste Ware der Antike, für Menger die erste Währungseinheit und damit der Vorreiter des Goldgeldes. Menger schaltet durch diese Narration andere Logiken aus, die dem Rüstungsschmied durchaus zu Gebot ständen. Etwa könnte er zwar einen ungünstigeren Tausch hinnehmen, dafür aber seine soziale Verflechtung intensivieren, indem er bei jemandem „etwas gut“ hätte. Doch Menger rekurriert auf nichts als den Tausch als Selbstzweck. Die Frage des Ökonomischen entsteht entsprechend ex negativo: es wäre „unökonomisch“, wenn der Schmied keine Zwischenwährung akzeptieren würde.

Hier werden mithin die Fremdeinflüsse auf den ökonomischen Akt des Tausches durchaus anerkannt. Zugleich werden sie von Menger regelmäßig durch die Formel „es wäre unökonomisch, wenn . . .“ abgetan. Die Fremdeinflüsse werden nicht ignoriert oder unmittelbar invisibilisiert, sondern eben nur recodiert, das heißt, markiert als Außen der Ökonomie und insofern indirekt invisibel für die Beobachter erster Ordnung (die Tauschenden auf dem Markt), da sie sich ja innerhalb der ökonomischen Verfassung bewegen. Ähnlich argumentiert auch der Artikel *Geld* von 1892:

Er [der Tauschende] gewinnt auf dem Umwege eines vermittelnden Tausches (durch Hingabe seiner minder marktgängigen Waren gegen marktgängigere) die Aussicht, seinen Endzweck sicherer und ökonomischer, als bei Beschränkung auf den direkten Eintausch, zu erreichen.¹⁵

¹⁴Carl Menger, *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre* (1871), in *Gesammelte Werke*, Bd. 1, 252; vgl. zudem 253.

¹⁵Carl Menger, „Geld“ (1892, 1909), in *The Collected Works of Carl Menger*, hg. von F.A. Hayek, Bd. 4, London 1936, 8–9.

Das Revolutionäre in Mengers Theorie besteht darin, dass sie Wert nicht mehr voraussetzen muss (etwa als Nutzen), sondern zeigt, wie Wert und Lukrativität aus dem Akt des Tausches *entspringen*: Privilegiert werden diejenige Tauschakte, die in mehr Tauschmöglichkeiten resultieren. Der Tauschakt wird selbstreferentiell, so dass ein geschlossenes Bewertungssystem aller Akte entstehen kann. Wert hat, was weitere Tauschgeschäfte erlaubt.¹⁶ Unter dieser Voraussetzung wird ökonomisches Handeln berechenbar und ausbalancierbar.

Dies zeigt sich anhand des so genannten „Grenznutzens“. Gemeint ist damit, dass ein Tauschender irgendwann an eine Grenze kommt, an der ihm ein Mehr an einer Ware nicht mehr hilft. Ein Bäcker braucht Mehl, aber eben nur in Maßen. Statt also mehr Mehl zu kaufen, ist es ökonomischer für den Bäcker, sein Geld anders einzusetzen und etwa eine Arbeitskraft einzustellen.¹⁷ Ökonomisch heißt auch hier, die größtmögliche Zahl künftiger Tauschmöglichkeiten für sich zu sichern. Noch die Bewertung, ob ein konkreter Tausch ökonomisch klug ist oder nicht, leitet sich somit innerökonomisch beziehungsweise selbstreferentiell aus der Struktur des Tausches ab.¹⁸

¹⁶ „Das ökonomische Interesse der *einzelnen* wirtschaftenden Individuen führt sie demnach [...] *ohne alle Übereinkunft, ohne legislativen Zwang, ja ohne alle Rücksichtnahme auf das öffentliche Interesse* dazu, ihre Waare gegen andere, absatzfähigere Waaren im Austausch hinzugeben [...]“, Carl Menger, Bd. 1, 253.

¹⁷ Anhand von zwei Tauschenden rechnet Menger vor, wie der Vorteil durch eine zu erhandelnde Ware A schrittweise abnimmt, je mehr Ware A einer ertauscht, und zugleich der Nachteil durch das Forttauschen des eigenen Guts B schrittweise zunimmt, so dass irgendwann eine Grenze erreicht ist, von der ab jeder weitere Tausch von A gegen B zu einer Verminderung an künftigen Tauschmöglichkeiten führt und also unökonomisch wird. In Mengers Worten: „Liegen [...] Fälle vor, wo ein ‚zu wenig‘ des Tausches nicht den vollen ökonomischen Nutzen gewährt, der sich aus der Ausbeutung eines vorliegenden Verhältnisses erzielen lässt, ein ‚zu viel‘ desselben aber die gleiche Wirkung, ja nicht selten sogar eine Verschlechterung der ökonomischen Lage der beiden Tauschenden zur Folge hat, so muss es eine Grenze geben, wo der volle ökonomische Nutzen, der sich aus der Ausbeutung eines gegebenen Verhältnisses erzielen lässt, bereits erreicht ist und jeder weitere Austausch von Theilquantitäten unökonomisch zu werden beginnt.“ (Menger, *Gesammelte Werke*, Bd 1, 162–63). Und: „Diese Grenze ist aber dann erreicht, wenn sich keine Güterquantitäten mehr in dem Besitze des einen der beiden Contrahenten befindet, die für ihn einen geringeren Werth hätte, als eine Quantität eines anderen in Verfügung des zweiten Contrahenten befindlichen Gutes, während zugleich bei dieser letzteren Person das umgekehrte Verhältniss der Werthschätzung stattfindet“ (Menger, *Gesammelte Werke*, Bd 1, 167–68.). Der explizite Ausdruck „Grenznutzen“ im Deutschen stammt von von Wieser, lehnt sich aber eng an Mengers Formulierungen an. Spätere Autoren wie F.A. Hayek betonten, dass der entscheidende Verdienst von Menger in der Einsicht der Zentralstelle von „Knappheit“ als Ausgangspunkt der Ökonomie bestand. F.A. Hayek, „Einleitung“, in *Gesammelte Werke*, hg. von Carl Menger Bd. 1, VII–XXXVI: XIV.

¹⁸ Zu den weiteren Vorzügen der Theorie des Grenznutzens gehört, dass es auch (wohl zum ersten Mal in der Geschichte der Theorie, so Schmölders, 74) in größter

Diese Umstellung auf Selbstreferenz erzeugt eine ökonomische Atmosphäre, insofern es nun so scheint, als hätten die Tauschakte selbst das Interesse an mehr Tauschakten und als wäre das Ziel des Tausches weiteres Tauschen. Die Selbstreferenz markiert die (tatsächlich vorhandenen) außerökonomischen Anliegen, macht sie insofern unsichtbar für die ökonomisch Handelnden und kann daher die Konsolidierung der Ökonomie als selbstregulierte Sphäre bewirken. Die selbst-referentielle Codierung der Tauschakte erlaubt die Herausbildung eines eigentlich ökonomischen Wissens. Diese Selbstreferenz unterbricht jeden (tendenziell infiniten) Regress auf andere Bereiche. Statt also dass der „gute“ Tausch auf Wert, Wert auf Nutzen, Nutzen auf Lebensqualität, Lebensqualität auf Länge des Lebens und so fort rekuriert, referiert Tausch auf Tausch. Damit erst kann es eine selbstregulierte, autonome ökonomische Praktik geben.

Insofern prallt der prominent im berühmten Streit der Volkswirtschaftler von Gustav von Schmoller gegen Menger erhobene Vorwurf ab, dass er die Komplexität menschlichen Verhaltens verkenne. Menger interessiert eben nicht, dass Menschen in der Regel diffuse Handlungsmotivationen haben oder „Irrthümer“ begehen.¹⁹ Ihn interessiert nur, dass „Irrthum“ von dem System der Ökonomie als Außen markiert und daher sekundär invisibilisiert werden kann. Mengers Generalantwort auch hier: „Es wäre unökonomisch, wenn. . .“.

Der Fall der (auf Marginalismus zentrierten) Volkswirtschaftslehre von Menger, Jevon und Wallras im späten neunzehnten Jahrhundert zeigt uns neben der Biologie und der Ästhetik wohl einen der erfolgreichsten Versuche der Umstellung auf Selbstregulierung. Dem Verdacht der Ideologie versucht die Volkswirtschaftslehre dadurch zu entgehen, dass sie Fremdeinflüsse durchaus anerkennt aber eben als „unökonomisch“ abtut. Unter dem Gebot des Konditionals „es wäre unökonomisch, wenn. . .“ werden die Fremdeinflüsse negativ markiert und symbolisch reguliert. Das neue System der Ökonomie reguliert sich, ohne je als Aufsichtsbehörde oder Regulierungsinstanz auftreten zu müssen. Die Sortierung erfolgt wie von selbst über die Zeit hinweg wie die Selektion in der Darwinschen Evolutionsbiologie: Die

Einfachheit zu erklären gelingt, warum selbst derart essentielle Grundmittel wie etwa das Wasser keinen hohen Wert haben, solange es in großem Maße vorhanden ist: Derjenige der es fortgibt, kommt nicht an die Grenze, an der das Fortgeben einen deutlich messbaren Verlust bedeutet.

¹⁹ Carl Menger, „Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der politischen Ökonomie insbesondere“, in *Gesammelte Werke*, Bd. 2, 2. Aufl., Leipzig 1883, 74.

fehlgeleiteten Aktionen führen langfristig zu einem Verschwinden der Akteure aus dem System des Lebens beziehungsweise der Ökonomie. In der Grenznutzen-Berechnung präsentiert sich die Ökonomie als ein reines Ausbalancieren ohne Agenten. Die Zeit wird zum Schiedsrichter erklärt. Um dies richtig zu betonen: Für Menger und Jennons *ist* die Ökonomie eine (der Mathematik verwandte) Naturwissenschaft. Entsprechend geht der Vorwurf der Ideologie fehl, insofern nämlich nicht die reale Existenz eines rein ökonomischen Systems behauptet wird, sondern nur eine Betrachtungsweise, die den menschlichen Eigennutz, also das wirtschaftliche Handeln, zum alleinigen Zweck erhebt. Und so antwortet Menger gegenüber den Vorwürfen, er verfare unempirisch, schlicht, dass die Naturwissenschaften ebenso wie die exakten Sozialwissenschaften (u.a. seine Lehre der Nationalökonomie) „gegenüber der ‚vollen empirischen Wirklichkeit‘ willkürlich und unempirisch“ seien²⁰, ohne dass dadurch ihre Richtigkeit leide. Selbstregulierung bedarf keines empirischen Agens mehr.

An die Stelle des eingreifenden Beobachters und Verwalters tritt die Negativformel „es wäre unökonomisch, wenn. . .“. Diese Formel erfüllt die gleiche Funktion wie der Beobachter, insofern sie die Grenze des Systems markiert und Übertretungen als „unökonomisch“ markiert. Entsprechend wird auch das selbstregulierte System ein virtuelles System, welches nur als Betrachtungsweise existiert—was nicht heißt, dass es schwächer ist als eine reale Institution. Im Gegenteil.

Invisibilisiert wird jetzt nicht mehr der Fremdeinfluss auf ökonomische Entscheidungen, sondern der Beobachter, der regulierend eingreift. Invisibilisiert wird damit aber vor allem die erste Setzung—dass Tausch zum Selbstzweck erhoben wird und (ökonomischer) Eigennutz Ursache des Handelns sei. Wenn diese erste Setzung vollzogen ist, passiert alles wie von selbst, balanciert sich aus wie die biologischen Prozesse, berechnet sich und ahndet Übertretungen als unökonomisch. Die Ideologie des Systems versteckt sich mit dem Beobachter (dem Agenten der ersten Setzung), der da spricht „es wäre unökonomisch, wenn. . .“. Diese Invisibilisierung, die das Anerkennen aller möglichen Interferenzen erlaubt, ist die perfekte Tarnung der Ideologie des selbstregulierten Systems.

Die selbstregulierte Ökonomie des Marginalismus bedient sich mithin eines Paradoxes. Zum einen tarnt sich die Ökonomie als naturwissenschaftlicher Prozess, der selbstverständlich, regelmäßig und unbeirrbar abläuft. Zum anderen aber bleibt die Ökonomie ein

²⁰ Carl Menger, *Gesammelte Werke*, Bd. 2, 77.

sozialer Prozess, der sich einer Setzung verdankt. Das heißt, wenn Einspruch gegen die soziale Ideologie der Mengerschen Nationalökonomie erhoben wird (wie durch Gustav von Schmoller), dann zieht sich die Ökonomie das Gewand der neutralen Naturwissenschaft an. Wenn aber umgekehrt die nur scheinbar natürlichen Strukturgesetze des Ökonomischen zur Diskussion stehen, dann wiederum kann sich die Ökonomie als soziale Praxis präsentieren, deren erstes Axiom (der Selbstzweck des Tausches) jenseits des Zweifels steht, da es ja nur gesetzt ist.²¹

Das neue Gesicht der selbstregulierten Systeme am Ende des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht mehr das einer autonomen, politischen Institution, die eine Mauer um sich zieht, sondern die virtuelle Kalkulation, der es gelingt, sich den Anschein der naturwissenschaftlichen Selbstverständlichkeit zu geben. Keine positive Instanz, kein wachender Beobachter ahndet mehr die Übertretung des Systems, sondern nur ein abstraktes „es wäre unökonomisch, wenn . . .“. Aus der autonomen Institution wird die eigengesetzliche Sphäre.

III. Die Befreiung der Kunst aus der Sackgasse des *L'art pour l'art*

Gegen diese Invisibilisierung des Beobachters und mithin gegen die (neue) Ideologie der Selbstregulierung zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird Einspruch erhoben. Dies soll im Folgenden anhand eines Falles dargestellt werden, in dem gegen die autonome, selbstregulierte Kunst auf eine Strategie der Revisibilisierung des Beobachters gesetzt wird. Kunst, so das neue Fazit, mag sich zwar durch einen Akt der Selbstregulierung abkapseln, doch das eigentliche Kunstwerk bricht aus dieser Autonomie aus, macht den zuvor invisibilisierten Beobachter zum Fokus des Werks.²²

²¹ Dies geschieht etwa, wenn Gustav von Schmoller Menger vorwirft, dass Menschen keineswegs empirisch wirklich aus Eigennutz handeln würden. Menger entgegnet schlicht, dass die Annahme des Eigennutz und mithin des *Homo oeconomicus* eine Setzung wäre. „So wenig die reine Mechanik die Existenz mit Luft erfüllter Räume [...] leugnet, so wenig behauptet ein Nationalökonom, dass die Menschen *faktisch* nur vom Eigennutze geleitet [...] seien“, Menger, *Gesammelte Werke*, Bd. 2, 79–80.

²² Zur Theorie des selbstregulierten und/oder autonomen Kunstwerks vgl. etwa Gerhard Plümbe, *Ästhetische Kommunikation der Moderne*, Bd. 1, 2, Opladen 1993; Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt/Main 1995 und Michael Müller (Hg.), *Autonomie der Kunst. Zur Genese und Kritik einer bürgerlichen Kategorie*, Frankfurt/Main 1972. Es wird der Kunst regelmäßig zugestanden, dass sie in ihrer Position der Autonomie durchaus auch aus der Sackgasse der Autonomie auszubrechen verstehe, siehe

In der Kunsttheorie des neunzehnten Jahrhunderts geht ein Gespenst um. Dieses Gespenst ist die autonome Kunst, die befreit ist von den Diensten gegenüber der Gesellschaft in all ihren Formen und emanzipiert ist von dem Gebot der Gegenständlichkeit. Diese Kunst verweist nur noch auf sich und ist in diesem Sinne „vollendet in sich selbst“, wie Karl Philipp Moritz in *Bildende Nachahmung des Schönen* ein Jahrhundert zuvor forderte. Doch wo Moritz den Innenraum einer Rezeption anvisierte, die dem Betrachter Schutz und Exklusivität gewährt und ihn somit politisch stärkte²³, da ist das neue Gespenst der Autonomie eines der in sich abgeschlossenen und dadurch potenzierten Verweisungen. Hier tritt die neue autonome Kunst—die es ja nicht gibt, sondern die eben nur als Idee rumspukt—in Nachfolge von Goethes Postulat der „inneren Wahrheit“.²⁴ Was bei Goethe zumindest scheinbar noch im Rahmen einer nachahmenden Kunst gedacht wird, wird von den Kunsttheoretikern im späten neunzehnten Jahrhundert verabsolutiert als Kunst ohne Referenz auf Gegenstände und externe Regulierung. Die Kunstwerke scheinen sich quasi von selbst zu ordnen in einem „Gewirr von Farben und Linien“, wie Balzac es bereits in *Le Chef-d’Œuvre Inconnu* (1831) formuliert. Kunst, nicht-gegenständliche, abstrakte Kunst, L’art pour l’art wird der Horizont dessen, was Kunst ist.²⁵ Der Betrachter aber, ohne den das Bild nicht sein kann, verschwindet.

Wenn der Betrachter unsichtbar ist, ordnet sich das Bild wie von allein, ebenso wie die Ordnung der Ökonomie sich nach den eigenen, quasi mathematischen Gesetzmäßigkeiten vollzieht. Und doch gibt es Denker, die zwar die Möglichkeit der selbstregulierten Kunst anerkennen, ohne sie aber zum Ziel der Kunst zu erheben. Dies wird

etwa in Anschluss an Adorno: Christoph Menke, *Die Souveränität der Kunst. Ästhetische Erfahrung nach Adorno und Derrida*, Frankfurt/Main. 1991. Eine andere Variante dieses Ausbruchs wird im Folgenden diskutiert.

²³Vgl. zu Moritz’ Erfindung der Autonomie der Kunst Jonathan M. Hess, *Reconstituting the Body Politic. Enlightenment, Public Culture and the Invention of Aesthetic Autonomy*, Detroit 1999, und zur Behauptung der Autonomie: Elliott E. Schreiber, „Pressing Matters. Karl Philipp Moritz’s Models of the Self in the *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde*“, in *Goethe Yearbook* XI, 2002, 133–58.

²⁴Johann Wolfgang von Goethe, *Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke. Ein Gespräch* (1798).

²⁵Während für die Denker des neunzehnten Jahrhunderts abstrakte Kunst zugleich eine Spielform von autonomer Kunst war, ändert sich dies schnell im frühen zwanzigsten Jahrhundert, wo gerade die abstrakte Kunst eine Form der Befreiung (vgl. Adolf Loos, *Ornament und Verbrechen*, Wien 1908) und des politischen Engagement fern der Autonomie darstellt (vgl. etwa Mark A. Cheetham, *Abstract Art Against Autonomy. Infection, Resistance, and Cure since the ,60s*, New York 2006).

im Folgenden anhand von Gottfried Kellers beiden Fassungen des *Grünen Heinrich* skizziert.

Der *Grüne Heinrich* dürfte in seinen beiden Fassungen wohl eine der wichtigsten Auseinandersetzungen mit dem L'art pour l'art im deutschsprachigen Raum darstellen. In beiden Fassungen erscheint das L'art pour l'art als drohendes Gegenbild zur richtigen Kunst. Doch während die erste Fassung des Romans (1849–55) das L'art pour l'art der abstrakten Kunst noch zu verwerfen scheint, eben nur weil es nicht-gegenständlich ist,²⁶ setzt sich die zweite Fassung intimer mit den Möglichkeiten der Kunst auseinander, autonom, selbstreguliert und/oder gegenstandslos zu sein.²⁷

Als Heinrich nach dem Duell mit seinem Künstlerfreund Ferdi nand Lys in einen Zustand eigentümlicher Melancholie verfällt, fertigt er ein riesiges Bild aus lauter Strichen an, das zwar noch mit einer Landschaft beginnt, sich aber zusehends in ein reines Strichgespinnst verliert. Sein Freund Erikson, der just der Kunst den Rücken zukehrt, sieht das Bild vor seiner Abreise und beginnt eine spöttische Lobrede. Diese Rede beginnt in beiden Romanfassungen weitgehend identisch mit einem Loblied der reinen gegenstandslosen Kunst, einer Kunst, „welche durch keine Realität, durch keine Tendenz getrübt werden dürfe“.

Wohlan! Du hast dich kurz entschlossen und alles Gegenständliche, schnöd Inhaltliche hinausgeworfen! Diese Schraffierungen sind Schraffierungen an sich, in der vollkommenen Freiheit des Schönen schwebend; dies ist der Fleiß, die Zweckmäßigkeit, die Klarheit an sich, in der reizendsten Abstraktion! Und diese Verknotungen [...] sind sie nicht der triumphierende Beweis, wie Logik und Kunstgerechtigkeit erst im Wesenlosen ihre

²⁶ Die Kunsttheorie der ersten Romanfassung lässt sich noch recht problemlos als eine Adaption von Goethes „Einfache Nachahmung, Manier, Stil“ beschreiben: Gesucht wird die naturgetreue Nachahmung, verworfen wird die „Manier“, also das schnell Hingepfuschte und Effekthascherische. Das Ziel der Kunst ist das Durchscheinen der menschlichen Begriffe, der echte „Stil“. Verworfen wird vor allem die gegenstandslose, abstrakte Kunst.

²⁷ Das komplexe Verhältnis beider Fassungen zueinander kann hier nur schwarz-weiß gezeichnet werden; vgl. ausführlicher: Rolf Selbmann, *Gottfried Keller. Romane und Erzählungen*, Berlin 2001; Martin Swales, „Das realistische Reflexionsniveau. Bemerkungen zu Gottfried Kellers *Der grüne Heinrich*“, in *Gottfried Keller. Elf Essays zu seinem Werk*, hg. von Hans Wysling, München 1990; Dominik Müller, *Wiederlesen und weiterschreiben. Gottfried Kellers Neugestaltung des Grünen Heinrich, mit einer Synopse der beiden Fassungen*, Bern, New York 1988; und Fritz Breithaupt, „Der reine und der unreine Markt: Pathologien des Ökonomischen in Kellers ‚Der grüne Heinrich‘“, in *Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik: Markt literarisch*, hg. von Thomas Wegmann, Bern 2005, 99–114.

schönsten Siege feiern, im Nichts sich Leidenschaften und Verfinsterungen gebären und sie glänzend überwinden?²⁸

Die erste Fassung des Romans lässt keinen Zweifel daran, dass dieses Loblied der abstrakten Malerei ein Spottlied ist. Denn Erikson fährt fort, indem er den Haufen moderner Künstler in drei Lager teilt:

Hauptsächlich teilt er sich in drei große Heerlager; das eine dieser Heerlager will, das heißt arbeitet, ohne etwas gelernt zu haben; das zweite wendet mit eiserner Ausdauer das Gelernte, aber nicht Begriffene an; das dritte endlich arbeitet und will, ohne das Gelernte *und* Begriffene auf sich selber anzuwenden.²⁹

Die modernen Künstler sind Nicht-Könnern, ihre Kunst ist defizitär und also keine Kunst. Die wahre Kunst wie das wahre Können sind anders. Und entsprechend versucht Erikson, Heinrich wieder auf bessere, nämlich naturalistischere Bahnen innerhalb der Kunst zu lenken.

In der zweiten Romanfassung 1879–81 wird dieser Passus über die Nicht-Könnern ersatzlos gestrichen. Sicherlich bleibt die Möglichkeit zur ironischen Lektüre in der zweiten Fassung weiterhin bestehen und wird diese absolute Kunst als Formalismus weiterhin angeprangert. Dennoch ändert die zweite Fassung ihre Haltung gegenüber dieser Kunst fundamental. Die moderne gegenstandslose Kunst wird in der Tat zum Inbegriff der Kunst deklariert. Als Erikson sich verabschiedet, sagt er in der ersten Fassung: „Dieser Witz, dieses Geschwätz sei für allemal mein gerührter Abschied von Deutschland“.³⁰ In der zweiten Fassung spricht er dagegen: „dieses Geschwätz sei für einmal mein gerührter Abschied von der Kunst“³¹. Anerkannt wird somit das Vorliegen der absoluten Kunst und des *L'art pour l'art*.

Doch die absolute Kunst ist nicht das Endziel der Kunst, sondern bloß ein Ort der Durchreise. Und so endet der Passus dramatisch damit, dass Erikson mit der Faust ein Loch in das Bild schlägt: „Was soll das Gekritzelt? Frisch, halte dich oben, mach dich heraus aus dem verfluchten Garne! Da ist wenigstens ein Loch!“ Es heißt: „Mit diesen Worten stieß er die Faust durch das Papier und riß es kreuz und quer auseinander. Ich [Heinrich, F.B.] reichte ihm dankbar die

²⁸ Gottfried Keller, *Sämtliche Werke in sieben Bänden*, Bd. 3: *Der grüne Heinrich*. Zweite Fassung, hg. von Peter Villwock, Frankfurt/Main 1996, 611–12; nahezu identisch: Bd. 2: *Der grüne Heinrich*. Erste Fassung, hg. von Thomas Böning, Gerhard Kaiser, Frankfurt/Main 1985, 658.

²⁹ Gottfried Keller, Bd. 2, 659.

³⁰ Gottfried Keller, Bd. 2, 660.

³¹ Gottfried Keller, Bd. 3, 614.

Hand; denn seine Worte und energische Bewegung bewiesen mir seine verstehende Teilnahme.“³²

Heinrich hat, in der Tat, die reine Kunst entdeckt, doch diese reine Kunst ist eben nichts anderes als ein Gefängnis. War das Gekritzel in der ersten Fassung schlicht ein schlechtes Werk, weil es ohne Können („Kunst“) war, das zerstört werden soll, so ist es in der zweiten Fassung tendenziell in der Tat der Inbegriff der reinen Kunst, einer Kunst aber, die den einzelnen nicht beherbergen kann, sondern ihm zur Falle wird, sofern er ihrem Selbstzweck und Formalismus erliegt. Der Maler wie der Betrachter sind in diesem Werk funktionslos, unsichtbar und paralysiert. Nur der gewaltsame Schlag durch das Bild erlaubt eine Aussicht, ein Fenster, eine Rückkehr in die Welt.³³

Bemerkenswerterweise bleibt Keller bei dieser externen „Kritik mit der Faust“ an der autonomen Kunst nicht stehen. Die Rückkehr zur Welt kann auch durch das Gemälde selbst vollzogen werden.

Umgesetzt findet sich dies in dem Gemälde von Heinrichs Malerfreund Lys „Die Bank der Spötter“ mit den „vier bis fünf Männern“, die den Betrachter zu mustern, bewerten und zu verlachen scheinen. Es handelt sich um das ausführlichst beschriebene Gemälde des Romans.

Auf einer halbkreisförmigen Steinbank in einer römischen Villa, unter einem Rebendache, saßen vier bis fünf Männer in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts, einen Marmortisch vor sich, auf welchem Champagnerwein in hohen venetianischen Gläsern perlte. [...] So waren alle Blicke [...] auf den gerichtet, welcher vor das Bild trat, und sie schienen mit unabwehrbarer Durchdringung jede Selbsttäuschung, Halbheit, Schwärmerei, jede verborgene Schwäche, jede unbewußte Heuchelei aus ihm herauszufischen oder vielmehr schon entdeckt zu haben. . . . und der Beschauer, der nicht ganz seiner bewußt war, befand sich so übel unter diesen Blicken, daß man eher versucht war auszurufen: Weh' dem, der da steht vor der Bank der Spötter! und sich gern in das Bild hinein geflüchtet hätte.³⁴

Das Gemälde sei, so betont Keller, trotz seiner „verneinenden Natur“ voll von „der positivsten Lebensessenz getränkt“: „Dieses klare und frohe Leuchten der Formenwelt war Antwort und Versöhnung, und

³²Ebd.

³³Eva Geulen zeigt, wie gerade die Diskussion des Endes der Kunst und des Abschieds von der Kunst (und das ist der autonomen, selbstregulierten Kunst) zur Bewegung der Kunst werden kann, Eva Geulen, *Das Ende der Kunst. Lesarten eines Gerüchts nach Hegel*, Frankfurt/Main 2002.

³⁴Gottfried Keller, Bd. 3, 506–08; ähnlich Bd. 2, 552–53.

die ehrliche Arbeit, das volle Können, welche ihm zu Grunde lagen, waren der Lohn und Trost für den, der die skeptischen Blicke der Spötter nicht zu scheuen brauchte, oder sie tapfer aushielt“³⁵.

Es gibt hier für den Betrachter also zwei Möglichkeiten: Er kann sich wieder „in das Bild hinein [...] flüchte[n]“ oder den auf ihn gerichteten Blick „tapfer“ aushalten. Im ersten Fall schließt sich das Bild wieder ab und wird ein selbstregulierter, autonomer Innenraum. Im zweiten Fall aber öffnet sich das Bild, um seinen Betrachter von seiner autonomen Position heraus in den Blick zu nehmen und diesem zugleich den inneren Reichtum des malerischen „Könnens“ mitzuteilen. Dieser zweite Fall führt uns zur Ästhetik des späten Keller.

Das Bild verdankt seinen Erfolg einem Zweischnitt. Der erste Schritt besteht in einer Abschließung eines selbstregulierten Raumes, der nur für sich besteht. Mit diesem Schritt ist die prinzipielle Anerkennung der abstrakten Kunst verbunden. Der zweite Schritt besteht darin, dass das Kunstwerk ausgehend von seiner autonomen Position seinen Betrachter (und seinen Produzenten, denn auch Lys selbst stellt sich diesem Blick der Spötter) in den Zustand der Beobachtbarkeit erhebt. Man kann auch sagen, dass dieses Bild den unsichtbaren Betrachter wieder zum Menschen macht. Gerade weil das Bild autonom ist, kann es von seinem eigenen Standpunkt her einen Blick auf die Menschen (zurück)werfen. Das von der Welt abgekoppelte Werk der Imagination blickt auf seinen Beobachter zurück (wie in der Bank der Spötter) oder eröffnet ein Loch oder Fenster, von dem aus er wieder sichtbar wird (das gewaltsam durchschlagene Kritzelbild).³⁶ Die künstlerische Logik besteht mithin darin, eine eigenständige Welt zu erzeugen, welche im zweiten Schritt die „wirkliche“ Welt in der Form des Betrachters ins Visier nimmt. Der Ort der Kunst ist der autonome Raum des Imaginären (institutionalisiert als Gemälde oder Roman), der Akt der Kunst besteht im Gegenblick, in der Beurteilung des Betrachters aus der

³⁵ Ebd.

³⁶ Vgl., wenn auch ohne kausale Hintereinanderschaltung, die berühmte Kritik an der L'art pour l'art Ideologie durch Arnold Hauser: „A work of art is something like a window through which we can observe the world without taking into account the nature of the instrument of observation, the form, color and structure of the panel of glass, but we can focus attention upon the window without taking heed of the form and meaning of the objects which are visible through it. In this way art always appears to us under two aspects and we oscillate between them. We regard works at times as self-sufficient fabrications of the senses, detached from reality and from all other objectification, and at others as reflections of reality which are indissolubly related to human existence and help us to perceive, comprehend, and judge it“, Arnold Hauser, „The l'art pour l'art Problem“, *Critical Inquiry* Vol. 5 (1979), 425–40, 429.

Perspektive des in-sich-abgeschlossenen Imaginären. Die Kunst hat, entgegen ihrer Tendenz zur absoluten Abschließung und Abstraktion, den Auftrag, aus der Perspektive der selbstregulierten Sphäre, auszuberechnen, auf andere Sphären zuzugreifen und die Ideologie der Selbstabschließung zu untergraben.³⁷

Es wäre jetzt natürlich reizvoll zu untersuchen, ob Kellers eigener Roman dieser Ästhetik des Gegenblicks folgt oder nicht. Aufbauend auf einer solchen Untersuchung wäre schließlich auch zu fragen, ob die Literatur des so genannten Realismus mit dieser Figur des Gegenblicks operiert. Es wäre zumindest zu erwägen, ob dieses Theorem des Gegenblicks eine komplexe Beziehung der Autonomie einerseits und der Vorstellung der Literatur als Spiegel der Welt andererseits eröffnet: Nur aufgrund der Autonomie der Kunst kann die Welt in den Blick der Literatur kommen.

Doch statt diesen Gedanken hier nachzugehen, oder etwa nach den Überlappungen von Geld- und Kunstsystem zu fragen³⁸, soll resümierend die Frage der Ideologie der Selbstregulierung aufgenommen werden. In den Diskussionen der Volkswirtschaftslehre von Carl Menger und der *L'art pour l'art* Debatte zeigte sich, dass die selbstregulierten Systeme gegen den Einspruch der Ideologie oder Parteilichkeit gefeit sind. Jede Kritik kann nur von außen kommen, so wie in der ersten Romanfassung des *Grünen Heinrich* das Kritzelbild nur von einem Dritten zerstört werden konnte. Mengers Theorie tarnt sich als Naturwissenschaft und die Kunst präsentiert sich als geschlossenes Referenzsystem, das seine Betrachter ausklammert. Ideologisch sind diese Systeme—wie alle selbstregulierten Systeme—aufgrund ihrer ersten Setzung, dass es etwa um ökonomischen Eigennutz gehe. Diese erste Setzung des Selbstzwecks eines Aktes wird von selbstregulierten Systemen wie dem Modell Mengers zugleich invisibilisiert. Die Revisibilisierung dieser Unterdrückungen muss mithin die Aufgabe derjenigen sein, die selbstregulierte Systeme untersuchen.

Unsere Diskussion von Gottfried Keller hat zudem gezeigt, wie die Selbstregulierung mit einer spezifischen Struktur von Ereignis

³⁷ Zur Kritik der Autonomie-Ästhetik vgl. auch Hanno Rauterberg, *Und das ist Kunst? Eine Qualitätsprüfung*, Frankfurt/Main 2007.

³⁸ Vergl. etwa Rainer Leschke, „Negative Repräsentation. Zur Funktion der Metaphern des Ökonomischen in der Ästhetik“, in: *Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik: Markt literarisch*, hg. von Thomas Wegmann, Bern 2005, 21–42; und Niklas Luhmann, „Sinn der Kunst und Sinn des Marktes. Zwei autonome Systeme“, in *Markt und Sinn. Dominiert der Markt unsere Werte?*, hg. von Florian Müller, Michael Müller, Frankfurt/Main, New York 1996, 195–207.

einhergeht. Es kann dies das Ereignis der Zerstörung sein, wenn Fremdeinflüsse schlicht ignoriert werden, bis sie kombiniert eine überwältigende Kraft gewinnen. Es kann aber eben auch das Ereignis des Gegenblicks sein. Der Gegenblick ebenso wie das in das Kritzelbild geschlagene Loch sind ein Ereignis, welches möglich wurde nur aufgrund der vorausgehenden Abkapselung und Selbstregulierung eines Systems. Selbstregulierte Systeme existieren, indem sie derartige Ereignisse aufschieben, in dem Aufschub zugleich jedoch erst provozieren, denn sie sind der einzige Gegenstand dieser Form von Ereignis. Die Ideologie des selbstregulierten Systems kommt in diesem Ereignis insofern mit in den Blick, als der Beobachter in seiner äußeren Funktion als Advokat das System nur narrativieren kann, indem er seine eigene Beteiligung kennzeichnet. Die Funktion des Beobachters wird nach außen gefaltet, dergestalt, dass er sich nun zu legitimieren hat. Und eben hier endet die Ideologie des Systems und macht Platz für andere Formen der Verhandlung über den Sinn und Unsinn der Systeme.

Indiana University Bloomington